

Leseprobe © Verlag Ludwig, Kiel

**St. Servatius zu Quedlinburg**

Untersuchungen anlässlich einer Bauaufnahme der  
Christian-Albrechts-Universität zu Kiel im Februar 2013



St. Servatius zu Quedlinburg  
Untersuchungen anlässlich einer Bauaufnahme der  
Christian-Albrechts-Universität zu Kiel im Februar 2013

hg. v. Klaus Gereon Beuckers



# Vorwort

Das vorliegende Heft legt die Ergebnisse einer Bauaufnahme von Studierenden des Instituts für Ur- und Frühgeschichte sowie des Kunsthistorischen Instituts der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel vor, die im Februar 2013 unter der Leitung von Prof. Dr. Ulrich Müller (UFG) und dem Herausgeber (KHI) stattfand. Das Ziel war eine Übung zur Einführung der Studierenden in die Bauaufnahme anhand von steingerechtem und fotogrammetrischem Aufmaß im Zuge der universitären Ausbildung. Längst haben fotografiegestützte Dokumentationsmethoden und Scanner das händische Aufmaß in der Bauforschung ersetzt, und naturwissenschaftliche Materialanalysen nehmen einen großen Stellenwert bei der Befundauswertung ein. Dennoch braucht auch jede hochtechnische Aufnahme eine Interpretation ihrer Aussagen und benötigt somit das »Lesen« eines Mauerwerksbefundes. Die Grundlagen hierfür vermittelt das steingerechte Aufmaß von Mauerwerk immer noch in besonders anschaulicher und unmittelbarer Weise. Die Maßnahme in Quedlinburg sollte dies werdenden Kunsthistorikern und Mittelalterarchäologen vermitteln.

Als Fragestellung für die Untersuchung wurde die Westwand der Empore der ehemaligen Damenstiftskirche St. Servatius in Quedlinburg ausgewählt, wo bisher eine Bauaufnahme fehlte und die Chronologie des Wandbereichs einige Fragen aufwarf. Zudem befindet sich im nördlichen Wandbereich eine beinahe türgroße Nische, deren ursprünglicher Zustand und zeitliche Zugehörigkeit offen war, aber von einer gewissen Relevanz für die Funktion der Westempore ist.

Um diesen Fragen nachgehen zu können, wurden die Westwand und die Nordwand auf der Empore fugengerecht gezeichnet, sowie die Westseite der Westwand im heutigen »Lapidarium«. Alle Zeichnungen wurden anschließend durch Carolin Kreutzfeldt in akribischer Arbeit zu Gesamtzeichnungen zusammengeführt und ausgetuscht. Dank ihres großen Einsatzes konnten auftretende Unstimmigkeiten geklärt und ein überzeugendes Ergebnis erstellt werden. Die Zeichnungen bilden das Herz dieses Heftes.

Im Vorfeld der Übung hatte Cornelius Hopp in einer der vorbereitenden Blockveranstaltungen die Restaurierungsgeschichte des Quedlinburger Westbaus zusammengestellt und referiert. Sein um eigene Überlegungen insbesondere zum Westbautypus erweiterter Beitrag findet sich ebenso in diesem Heft wie eine Studie zur Einordnung der Kapitelle der sogenannten Nicolaikapelle unter dem südlichen Seitenschiff, die Katharina Priewe erarbeitet hat, nachdem sie zusammen mit Nina Krischke in Quedlinburg die dortigen Kapitelle gezeichnet hatte. Eine Auswertung der Ergebnisse der Baubeobachtungen leitet die kleine Publikation ein.

An der Übung nahmen teil: Sören Gross, Jacob Hellmann, Cornelius Hopp, Eva Koschinsky, Jessica Krause, Carolin Kreutzfeldt, Nina Krischke, Ellen Kuschniak, Jens Lowartz, Lorenz Luick, Ingo Niemuth, Katharina Priewe, Luisa Radohs, Marcel Rohdens, Marlene Schützle, Monika Schulze, Inga Schultze, Benjamin Serbe, Joachim Weise und Kathrin Wittschieben-Kück. Ihnen allen sei für ihre Mitarbeit

herzlich gedankt, ebenso Herrn Prof. Dr. Ulrich Müller für die kollegiale und angenehme Zusammenarbeit.

Ein besonderer Dank gilt jedoch Dr. Thomas Labusiak von der Verwaltung der Domschätze Halberstadt und Quedlinburg, der uns die Möglichkeit zu dieser Übung vermittelt, uns vor Ort wunderbar freundlich und hilfsbereit empfangen sowie begleitet hat. Es war uns eine Ehre, in dem großartigen Bauwerk und unweit von dem herausragenden Kirchenschatz der Quedlinburger Stiftsdamen, am Ort ihres geistlichen Lebens arbeiten zu dürfen. Den Verantwortlichen der Kirchengemeinde von St. Servatius, den hilfreichen Mitarbeitern an der Kirche vor Ort und Frau Dr. Elisabeth Rüber-Schütte vom Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt in Halle sei ebenfalls für ihre Unterstützung und ihr Interesse sehr gedankt. Dem Landesamt danken wir für die freundliche Überlassung von Digitalaufnahmen der historischen Pläne zum Quedlinburger Westbau, die hier in deutlich besserer Qualität als in dem Standardwerk von Klaus Voigtländer abgedruckt werden konnten. Schließlich gebührt unser Dank unserer Kieler, aus Quedlinburg stammenden Institutsfotografin Kathrin Ulrich für ihre eindrucksvollen Fotografien und die Unterstützung bei der Bildredaktion, sowie dem Verlag Ludwig für die auch dieses Mal wieder gewohnt angenehme Zusammenarbeit.

Klaus Gereon Beuckers  
Kiel





# Zu den Befunden an der Westwand der Westempore der ehemaligen Damenstiftskirche in Quedlinburg

Klaus Gereon Beuckers

Der heutige Bau von St. Servatius in Quedlinburg geht auf mehrere Vorgängerkirchen zurück, die durch einen einheitlichen, 1129 im Beisein König Lothar III. von Süpplingenburg geweihten Neubau ersetzt wurden.<sup>1</sup> Er erhielt zwischen 1320 und 1331 einen polygonalen Chorschluss, der bis heute im Kern trotz seiner Auskleidung mit einer fensterlosen Apsis im Zuge des faschistischen Umbaus erhalten ist, während andere spätmittelalterliche Veränderungen und die Barockisierung des Inneren durch Restaurierungen des 19. und 20. Jahrhunderts zu erheblichen Teilen wieder beseitigt wurden.<sup>2</sup> Jedoch besitzt der Bau immer noch so viel originale Substanz des 12. Jahrhunderts, dass bis in jüngste Zeit spektakuläre Neufunde möglich sind.<sup>3</sup>

Die Kirche liegt in ihrer Spornlage auf dem Stiftsberg nur teilweise auf festem Grund. Schon mit der Erweiterung der frühmittelalterlichen Anlage auf ein dreischiffiges Langhaus musste die Südseite des Felsens mit aufwändigen Substruktionen gesichert werden, die jedoch auf die Dauer vor Schäden nicht schützten. Hatte man 1643 und 1645 noch sehr großformatige Epitaphe an die Außenwand des südlichen Seitenschiffes gestellt, so werden schon wenig später in den Schriftquellen notdürftige Reparaturen der südlichen Seitenschiffwand greifbar, während eine grundlegende Lösung, die man aus Mitteln von 1666

veräußerten Zierstücken der Messgewänder finanzieren wollte, zurückgestellt wurde und man die Gelder bis 1674 in die Barockisierung des Innenraumes investierte.<sup>4</sup> 1684 war die Wand bereits einsturzgefährdet, jedoch flossen die dafür erneut zusammengetragenen Gelder diesmal in den neuen Hochaltar von 1689. Nachdem ein Blitzeinschlag 1705 den Westturm in Brand gesetzt hatte und dieser 1706/07 teilweise neu aufgesetzt werden musste – die Wetterfahne zeigte die Jahreszahl 1707 –,<sup>5</sup> setzte man die Bauaktivitäten fort und erstellte 1708 bis 1711 endlich für den westlichen Teil des Langhauses neue Substruktionen, auf denen die Wand des Südseitenschiffs in leicht abgewandelter Flucht neu errichtet werden konnte. Eine lateinische Bauinschrift bezeugt bis heute diese Maßnahme.<sup>6</sup> Das östliche Drittel des Seitenschiffs war durch die Substruktionen des Südquerarms schon früher mit stabilisiert worden, weshalb die dort gelegene Nicolaikapelle erhalten blieb.<sup>7</sup>

Von einem Südwestturm, der für die Zweiturmfasade ursprünglich zu erwarten ist, war dabei schon

1995, S. 63–72. – Clarissa VON DER FORST: Die Stiftskirche St. Servatius in Quedlinburg. Zum Stand der Forschungsdiskussion der ottonischen Vorgängerbauten, Weimar 2008. – Gerhard LEOPOLD: Die ottonischen Kirchen St. Servatii, St. Wiperti und St. Marien in Quedlinburg. Zusammenfassende Darstellung der archäologischen und baugeschichtlichen Forschungen von 1936 bis 2001, hg. v. Reinhard Schmitt (= Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt, Arbeitsbericht 10), Halle 2010.

<sup>2</sup> Vgl. grundlegend Klaus VOIGTLÄNDER: Die Stiftskirche zu Quedlinburg, (Ost-)Berlin 1989, insb. S. 27–59 u. 63–135. – Zur Barockisierung vgl. Arwed ARNULF: Barockisierung, inszenierende Umdeutung und stiftische Tradition. Ausstattung und Nutzung der Quedlinburger Stiftskirche in der Frühen Neuzeit, in: Kayserlich – frey – weltlich. Das Reichsstift Quedlinburg im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit, hg. v. Clemens Bley (Studien zur Landesgeschichte, Bd. 21), Halle an der Saale 2009, S. 189–208. – Nadine KRÖHN: Der Quedlinburger Hochaltar und die Barockisierung der Quedlinburger Stiftskirche, in: In Szene gesetzt. Barockisierung in Frauenstiften, hg. v. Klaus Gereon Beuckers u. Birgitta Falk (= Essener Forschungen zum Frauenstift, Bd. 12), Essen 2014 (im Druck).

<sup>3</sup> Vgl. Elisabeth RÜBER-SCHÜTTE, Reinhard SCHMITT: Die Stiftskirche in Quedlinburg. Neu entdeckte figürliche Darstellungen im Giebelriedeck des nördlichen Querhauses, in: Denkmalpflege in Sachsen-Anhalt 21 (2013), S. 6–18.

<sup>4</sup> Vgl. mit den Einzelbelegen VOIGTLÄNDER 1989 (wie Anm. 2), S. 74–76.

<sup>5</sup> Vgl. VOIGTLÄNDER 1989 (wie Anm. 2), S. 123 f.

<sup>6</sup> »D.O.M. SUB REGIMINE [...] DOMINAE MARIAE AVRORAE KOENIGSMARK [...] MVRVS HIC OB FVNDAMENTVM OLIM MALE IACTVM ADMODVM RVINOSVS, DIRVTVS ET FVNDAMENTO OPTIMO POSITO FABRICAE SVMTIBVS DENVVO EXSTRVCTVS ANNO CHRISTI MDCCXI [...]«. Vgl. VOIGTLÄNDER 1989 (wie Anm. 2), Tafel 39, Abb. 58.

<sup>7</sup> Vgl. den Plan der Substruktionen bei VOIGTLÄNDER 1989 (wie Anm. 2), Tafel 132, Abb. 167. – Zur Nicolaikapelle vgl. den Beitrag von Katharina PRIEWE in diesem Band.

<sup>1</sup> Zu den Vorgängerbauten und der Interpretation der archäologischen Befunde vgl. Werner JACOBSEN: Zur Frühgeschichte der Quedlinburger Stiftskirche, in: Denkmalkunde und Denkmalpflege. Wissen und Wirken. Festschrift für Heinrich Magirius zum 60. Geburtstag am 1. Februar 1994, hg. v. Ute Reupert u. a., Dresden

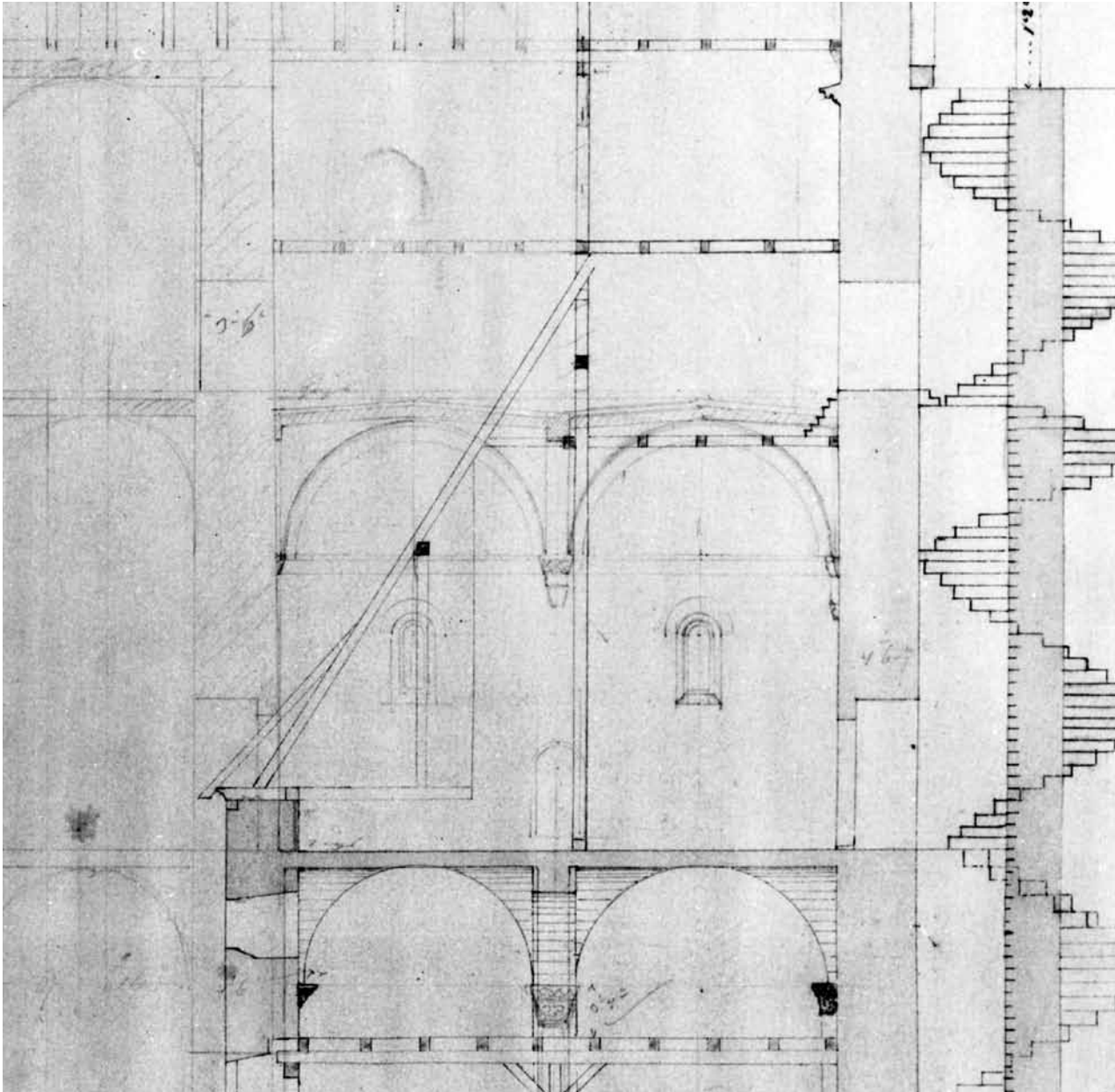


Abb. 1 Querschnitt durch den Westbau. Plan von Bauinspektor Pelzaeus (1859), Detail.

längst nicht mehr die Rede und auch die historischen Abbildungen, die mit der Ansicht von Georg Braun und Franz Hogenberg aus dem Jahre 1581 einsetzen,<sup>8</sup> zeigen nur den Nordwestturm. Wann der Südwestturm eingestürzt oder abgetragen wurde, ist nicht bekannt; ob er überhaupt jemals existiert hat, wird in der Literatur kontrovers diskutiert.<sup>9</sup> Jedenfalls nimmt der Südtrakt der westlich an die Kirche anschließenden Konventgebäude (das heutige »Schloss«) in seiner Flucht bereits Rücksicht auf den Zustand ohne Südwestturm.<sup>10</sup> Seinen erhaltenen Einzelformen nach entstand er Anfang des 16. Jahrhunderts, was zu Baunachrichten 1478/81 unter Äbtissin Hedwig von Sachsen (amt. 1458–1511) und vor allem einer größeren Baumaßnahme 1521 nach einem Einsturz von Konventgebäuden gut passen könnte.<sup>11</sup>

8 Vgl. dazu zuletzt: Stephan FÜSSEL (Hg.): Städte der Welt. 363 Kupferstiche revolutionieren das Weltbild. Gesamtausgabe der kolorierten Tafeln 1572–1617 der »Civitates orbis terrarum« von Georg Braun und Franz Hogenberg, Köln 2008.

9 Vgl. dazu den Beitrag von Cornelius HOPP in diesem Band.

10 Aussagekräftiger als manche Außenansichten ist dafür der Grundrissplan aus der Bauaufnahme von Baukondukteur Brasack aus dem Jahr 1821. Vgl. VOIGTLÄNDER 1989 (wie Anm. 2), Tafel 14, Abb. 19.

11 Vgl. VOIGTLÄNDER 1989 (wie Anm. 2), S. 18f. Die Baumaßnahmen von 1478, die immerhin 1000 Gulden umfassten, waren offenbar nach dem Beschluss der Stiftsanlage durch die Stadt notwendig und wurden deshalb auch von der Stadt getragen, die 1477 ja nach ihren Angriffen auf das Stift eine desaströse Niederlage gegen Äbtissin Hedwig von Sachsen (amt. 1458–1511) hinnehmen musste. Für den Bau von 1521 nach einem offensichtlich empfindlichen Einsturz von Stiftsgebäuden benötigte Äbtissin Anna II. zu Stolberg (amt. 1515–1574) allein von der Stadt Quedlinburg eine Baubeihilfe 1000 Gulden, vgl. VOIGTLÄNDER 1989 (wie Anm. 2), Anm. 28, S. 19 mit Nachweis der Quellen. – Vgl. auch Reinhard SCHMITT: Der Schloßberg in Quedlinburg. Zum Stand der baugeschichtlichen Forschung, in: 994–1994. 1000 Jahre Markt-, Münz- und Zollrecht Quedlinburg. Festschrift, Quedlinburg 1994, S. 120–133, insb. S. 125. – Zur Geschichte vgl. zuletzt Michael VOLLMUTH-LINDENTHAL: Die Äbtissin von Quedlinburg als Stadt- und Landesherrin im Spätmittelalter, in: BLEY 2009 (wie Anm. 2), S. 105–119. – jüngst auch Clemens BLEY: Tradition – Reformation – Legitimation. Zur Einführung



Ob dieser mit dem Einsturz des Südwestturms zusammenhing, möglicherweise durch ihn verursacht wurde, ist unklar.<sup>12</sup>

I.

Der Baubestand vor den Restaurierungsmaßnahmen des 19. Jahrhunderts und der Rekonstruktion des Südwestturms ab 1877 auf neu angelegten Fundamenten aus den Jahren 1866 und 1867 ist in Plänen des Halberstädter Bauinspektors Pelizaeus ablesbar, die 1859 für die geplanten Restaurierungsarbeiten angefertigt wurden (Abb. 1).<sup>13</sup> Übernommen wurde dieser Befund

---

der Reformation im Reichsstift Quedlinburg und ihre Folgen, in: *Katholisch – Lutherisch – Calvinistisch. Frauenkonvente im Zeitalter der Konfessionalisierung*, hg. v. Ute Küppers-Braun u. Thomas Schilp (= *Essener Forschungen zum Frauenstift*, Bd. 8), Essen 2010, S. 49–68. – Der Betrag von 1000 Gulden war angesichts der jährlichen Einnahmen der Stadt in den 1540er Jahren von etwa 2500 Gulden eine erhebliche Summe und entsprach nach der Reichsmatrikel von 1521 dem Gegenwert von 100 Rittern für das Reichsaufgebot. Herrn Clemens BLEY sei für die Hinweise herzlich gedankt. Dies weist auf umfangreiche Baumaßnahmen hin.

**12** Das Szenarium wäre nachvollziehbar, weil der Südturm von dem Beschuss durch die Stadt 1477, der immerhin die benachbarten Gebäude beschädigt hatte, in Mitleidenschaft gezogen gewesen sein könnte, was dann zusammen mit der problematischen Hanglage zum Einsturz geführt haben mag. Damit wäre auch die Beihilfeforderung der Äbtissin an die Stadt für die Behebung der Einsturzschäden verständlich. – Eine Klärung wäre durch eine Untersuchung des Mauerwerks der anschließenden Konventgebäude auf wiederverwendetes römisches Quaderwerk hin möglich. – Für eine Abtragung bzw. einen Einsturz des Südturms bereits im 14. Jahrhundert plädiert Adolf BRINKMANN: *Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Stadt Quedlinburg* (Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen, Heft 33), Teil 1, Berlin 1922, S. 87 mit Verweis auf Nachrichten von 1346 über den schlechten baulichen Zustand der Kirche. Ein Zusammenhang dieser Nachricht mit den Türmen ist jedoch nicht überliefert.

**13** Vgl. VOIGTLÄNDER 1989 (wie Anm. 2), Tafel 44, Abb. 64. Zu den Plansätzen vgl. auch den Beitrag von Cornelius HOPP in diesem Band.

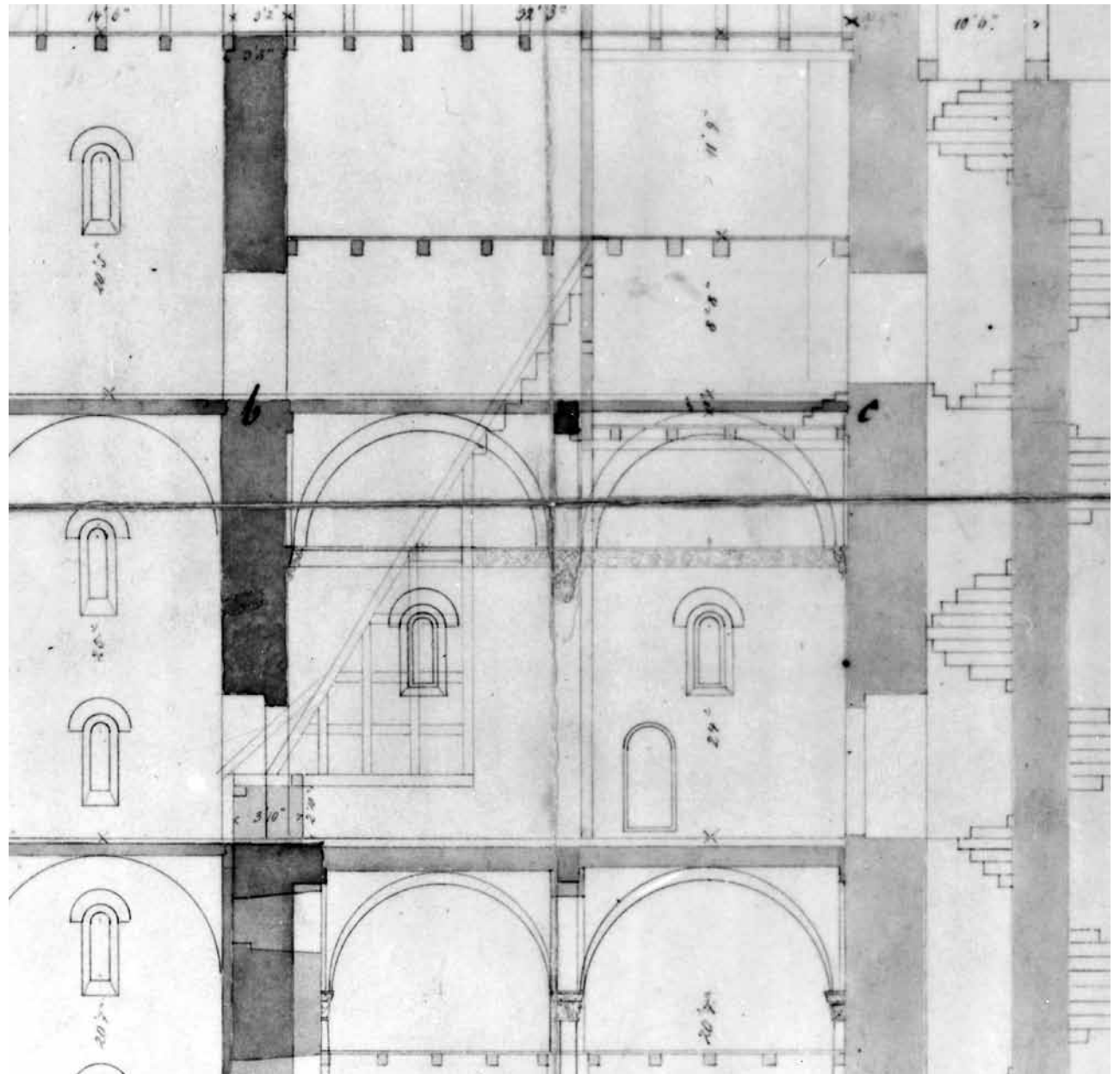


Abb. 2 Querschnitt durch den Westbau. Plan von Johann Gottfried Werner (1864), Detail.

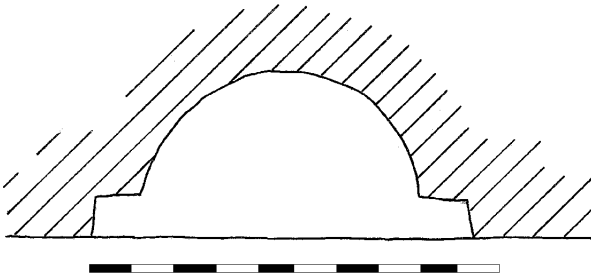


Abb. 3 Grundriss der Nische in der Westwand der Westempore, 2013.

für die Wiederherstellungsplanungen von Johann Gottfried Werner von 1864 (Abb. 2).<sup>14</sup> Sie zeigen den in beiden Geschossen zum Langhaus hin vermauerten Westbau. Vom südlichen Joch der Empore ist die Südmauer nur noch auf einer Höhe von etwa einem Meter erhalten. Ihre dickere Struktur entspricht ihrem Unterbau im Untergeschoss und legt somit eine Neuaufführung bzw. Verstärkung<sup>15</sup> der gesamten Flanke im Rahmen der statischen Festigung nach dem Einsturz oder bei einer der späteren Sicherungsmaßnahmen nahe. Jedenfalls trägt die niedrige Mauer auf den Plänen einen Giebelanschlag hoch über den Mittelgurt der Empore hinauf, der mit Fachwerk geschlossen ist. Der Plan von Pelizaeus ist keine Bauaufnahme des Vorrestaurierungszustandes, sondern enthält bereits die Kurvatur des spiegelsymmetrisch rekonstruierten Südturms. Deshalb ist kaum zu entscheiden, ob die Westwand des Emporensüdjoches bis zum eingezeichneten Schildbogen erhalten war oder sich durch das Westfenstergewände hindurch abtreppte. Vermutlich gehört auch das von ihm eingezeichnete, hohe Gewölbe des Emporengeschosses zum Rekonstruktionsentwurf. Im Gegensatz zu Pelizaeus zeichnet Wer-

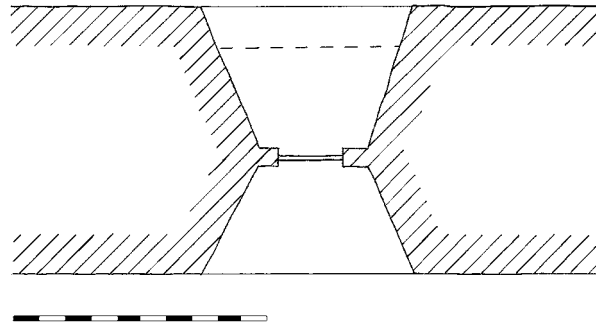


Abb. 4 Grundriss des nördlichen Fensters in der Westwand der Westempore, 2013.

ner im nördlichen Joch der Empore eine türähnliche Nische ein, die axial gegenüber dem Fenster versetzt in der Westwand eingefügt ist. Sie mutet wie eine Türöffnung in den westlich anschließenden Konventbau an und ist auch heute noch erhalten.

Insgesamt ist der Baubestand vor der Restaurierung durch das Planmaterial nur sehr eingeschränkt rekonstruierbar. Nicht überliefert sind die Eingriffe, die danach beispielsweise durch Steinaustausch und Rekonstruktion stattfanden. Während die weitgehende Neuerstellung des südlichen Emporenjoches im Zuge der Rekonstruktion unstrittig zu sein scheint, gibt es Fragen zu den genaueren Baugrenzen und auch einer über die beiden großen Bauphasen des 12. und des 19. Jahrhunderts hinausgehende Phasigkeit für die Zeit der Wiederherstellung nach dem potentiellen Einsturz und im Zuge folgender Sicherungsmaßnahmen. Schließlich ist die ursprüngliche Gestalt und Funktion der Empore weitgehend offen, da Hinweise zur Funktion wie die Türe/Nische bisher von der Forschung nicht diskutiert wurden.

Hier setzte die Bauaufnahme von Studierenden der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel im Februar

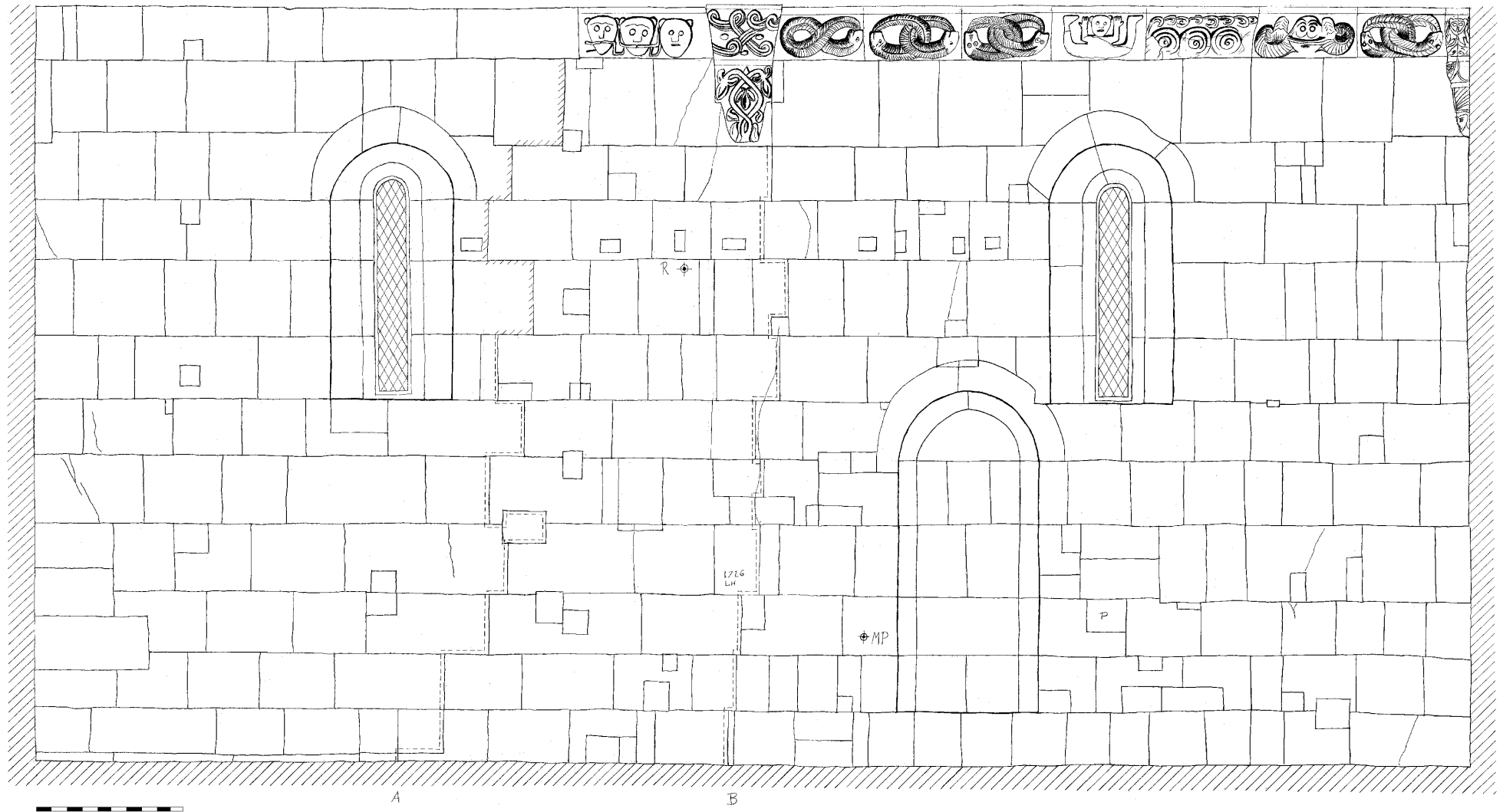
2013 an. Sie sollte eine Chronologie insbesondere der Westwand der Empore erstellen und zeichnerisch dokumentieren sowie der Frage der Nische/Tür nachgehen. Dafür wurde auch die Rückseite der Westwand im Bereich des heutigen »Lapidariums« gezeichnet und eingemessen. Die Auswertung der Beobachtungen seien anhand der beiliegenden Zeichnungen hier vorgestellt (Abb. 3–4 sowie Pläne 1–3).

## II.

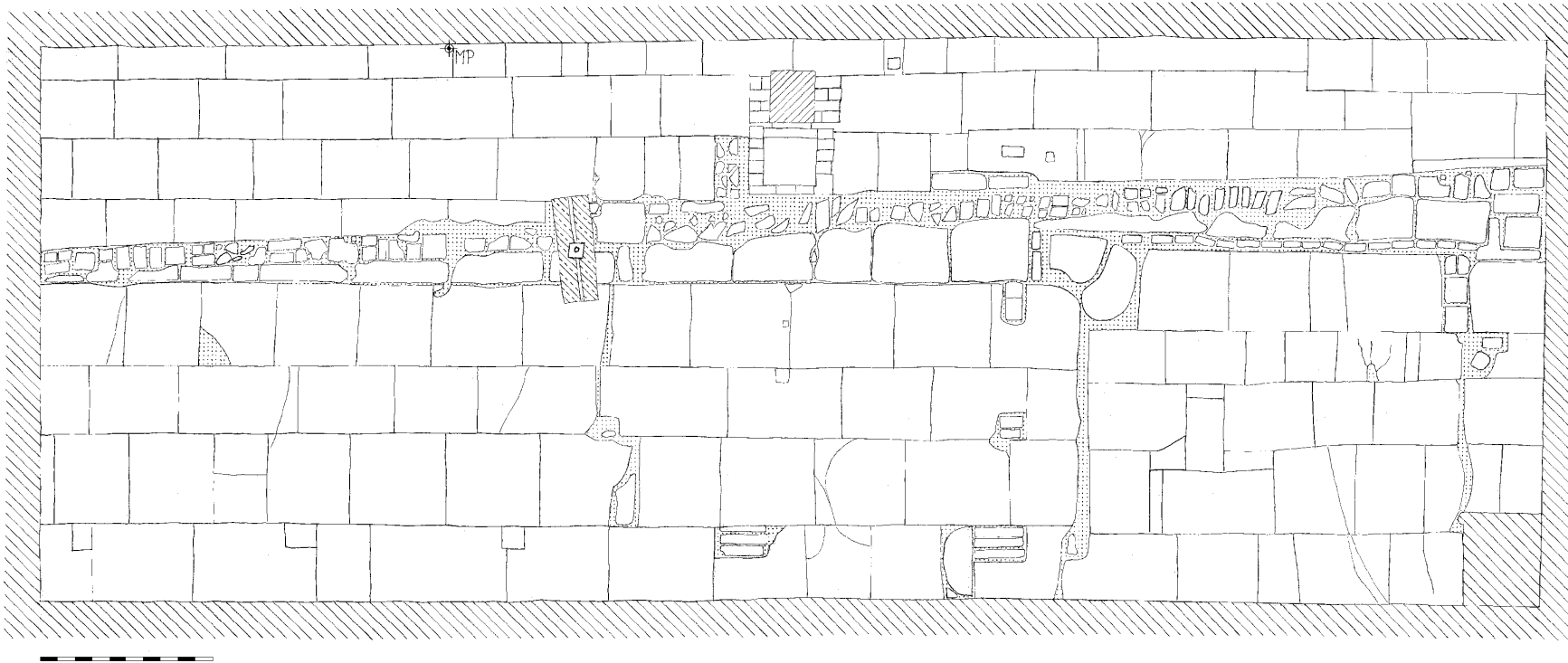
Die Westwand der Westempore weist bauchronologisch insbesondere drei Bereiche auf, wobei die Abschnitte von Norden nach Süden jünger werden (Plan 1). In den Quaderhöhen und der Nivellierung sehr homogen ist das südliche Drittel, das mit der Südwand der Empore im Zusammenhang errichtet wurde, demnach der Rekonstruktion des Westbaus im 19. Jahrhundert zugehörig ist. Trotz der starken Verschmierung der Fugen, die das gesamte Mauerwerk hier kennzeichnet und offensichtlich erst zu einer der jüngeren Restaurierungen gehört, sind durch Vor- und Rücksprünge des Mauerwerks und Risse Phasen gut zu differenzieren. So ist das Mauerwerk des südlichen Bereiches knapp nördlich des südlichen Fensters durch solche Versprünge in der Mauerebene von bis zu 4/5 cm gut einzugrenzen (auf Plan 1 mit Strichung als A gekennzeichnet). Man hat offensichtlich das unregelmäßige und verformte Mauerwerk des nörd-

<sup>14</sup> Vgl. VOIGTLÄNDER 1989 (wie Anm. 2), Tafel 45, Abb. 65.

<sup>15</sup> Dies suggeriert der Plan von Werner 1864 – VOIGTLÄNDER 1989 (wie Anm. 2), Tafel 45, Abb. 65 –, in den schon der zu rekonstruierende Südturm eingezeichnet ist. Die dickere Wand wirkt wie eine Aufkopplung der ursprünglichen Südwand der Vorhalle. Jedenfalls verschmälert sie das südliche Joch, was eindeutig gegen eine Errichtung anstelle eines im Baufortschritt zurückgestellten Südturmes spricht. Vielmehr suchte man hier offenbar das Gebäude zu der Südflanke hin abzusichern, wie es so vor allem nach einem Einsturz bzw. einer Abtragung des Südturmes zu erwarten ist.



Plan 1 Westwand der Westempore der Quedlinburger Stiftskirche.



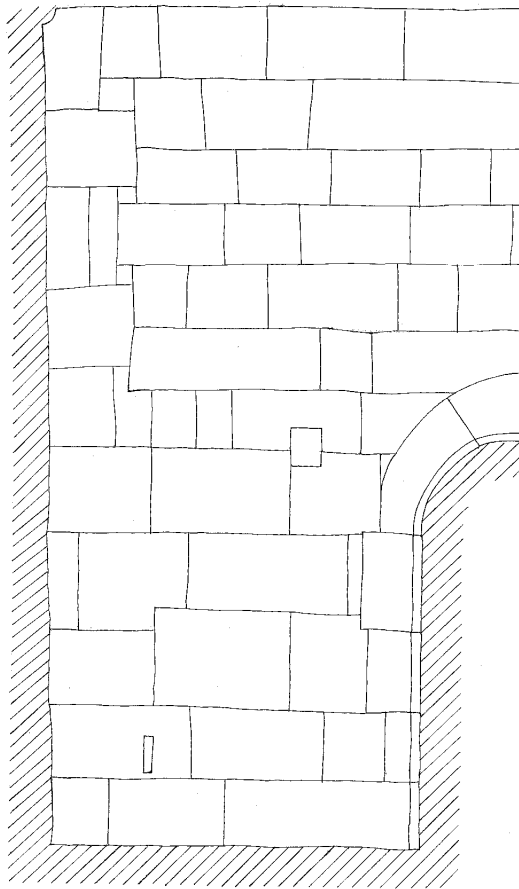
Plan 2 Westliche Seite der Westwand der Westemphore der Quedlinburger Stiftskirche im sogn. »Lapidarum«.

lich angrenzenden Bereiches in eine regelmäßige Mauer-  
schale zu überführen versucht. Aufschlussreich ist  
dabei, wie mit der unteren Lage der Fensterleibung das  
vorspringende Mauerwerk zu einem rückspringenden  
wechselt. Ohnehin weicht die Mauerflucht insbeson-  
dere im mittleren Bereich nach Westen aus; der tiefste  
Punkt ist etwas südlich der Mittelkonsole erreicht (auf  
Plan 1 mit *R* gekennzeichnet), wo die Mauerflucht 5,1  
cm hinter der von den beiden äußeren Punkten der  
Westemporenwand gespannten Linie liegt.

Die zweite Baufuge knapp nördlich der Gewölbe-  
konsole ist durch Risse und größere Verschmierungen  
wie auch Versprünge in der Mauer Oberfläche erkenn-  
bar (auf Plan 2 mit Strichelung als *B* gekennzeichnet).  
Zwar bemühte man sich um eine Fortsetzung der  
Quaderlagen des nördlich anschließenden Bereiches,  
jedoch weisen die Steinformaten auf die Anstückun-  
gen hin und kennzeichnen den Bereich südlich der  
Fuge als eindeutig jünger. Starke Einklinkungen und  
Unregelmäßigkeiten sowie auch kleinere Steinformaten  
lassen diesen Bereich wie eine Reparatur erscheinen.

Dies bestätigt eine in der (vom Fußboden aus gezähl-  
ten) vierten Quaderlage direkt an der nördlichen Fuge  
innerhalb des Mittelbereiches angebrachte Bauin-  
schrift »1726 LH«, die als Datierung für diesen Zwi-  
schenbereich anzunehmen ist und damit bald nach  
den Substruktionsarbeiten am südlichen Seitenschiff  
einzuordnen ist. Der nördlich anschließende Bereich,  
zu dem sowohl die Nische als auch das nördliche Fen-  
ster gehören (Abb. 3 und 4), greift mit Verzahnung in  
die Nordwand der Empore ein. Die Wartesteine sind  
sowohl an der Westecke der Nordwand (Plan 3) als





Plan 3 Ansatz der Nordwand der Westempore der Quedlinburger Stiftskirche.

auch an der Ostecke mit den Konsolen für die Wölbung deutlich erkennbar, während die Nordwand der Empore selbst im 19. Jahrhundert mit altem Material neu aufgesetzt wurde.<sup>16</sup> Aufgemalte Markierungen zeugen davon bis heute. Insgesamt kann der nördliche Bereich der Emporenwestwand als weitgehend erhaltene romanische Wand des 12. Jahrhunderts gelten, was sich auch in der Bauornamentik des Frieses zeigt,

der hier noch einigermaßen original ist. Erhebliche Verwitterungen insbesondere der Steine oberhalb und nördlich des Fensters weisen in die gleiche Richtung, während die Reliefs mit den verketteten Schlangen zumindest teilweise erneuert aussehen. Dies dürfte jedoch weder in der Phase von 1724 geschehen sein – hier ist nur ein Reliefstein enthalten, der eine primitive Neuschöpfung wohl des 18. Jahrhunderts ist – noch im 19. Jahrhundert, als man den Fries hier nicht figürlich ausgestaltete.

Die drei Phasen der Wand lassen sich somit dem romanischen Originalbestand (Nordbereich mit nördlichem Fenster, Nische und Mittelkonsole), den Wiederherstellungen von 1724 (Mittelbereich) und der Turmrekonstruktion von 1877 (Südbereich mit südlichem Fenster) zuweisen.

### III.

Das Fugenbild der romanischen Wand ist durch unterschiedliche Lagenhöhen gekennzeichnet, wie auch die Quadergrößen heterogen sind. Sieht man einmal von Ausgleichsblöcken und einigen späteren Ersetzungen ab, so gibt es etliche Vertikalfugen, die in zwei Lagen übereinander liegen. Ist dennoch die Regelmäßigkeit beiderseits des Fensters einigermaßen gewahrt, so bestehen Unregelmäßigkeiten bei der Einbindung der Nische, die jedoch in ihrem Steinschnitt sowohl der als zusammenhängendes Werkstück ausgearbeiteten Nische selbst als auch des äußeren Rahmens, in den die Nische eingesetzt wurde (Plan 1 und Abb. 3), dem umgebenden Mauerwerk entspricht (allerdings in der Oberfläche etwas geglätteter erscheint, was aber mit den zahlreichen Beeinträchtigungen der vorderen Mauerebene zusammenhängen könnte). Die Einbindung lässt keine Hinweise auf eine nachträgliche Einbringung erkennen, vielmehr setzen die Quaderhöhen der Nische die der Wand fort, obwohl diese je nach

Lage in der Höhe variieren. Damit muss die Nische als ursprünglich gelten. Sie liegt heute eine Quaderschicht über dem Fußboden, wobei keine Aussagen zum genauen ursprünglichen Bodenniveau des 12. Jahrhunderts gemacht werden können, da die dafür zu bewertenden Bereiche derzeit nicht offen liegen.

Im Zuge der Bauaufnahme wurde südlich neben der Nische ein Messpunkt gesetzt (auf Plan 1 mit *MP* gekennzeichnet), der auf der Rückseite der Wand im angrenzenden Gebäude ebenfalls eingemessen wurde (Plan 2 ebenfalls mit *MP* gekennzeichnet). Es handelt sich um die Ostwand des sogenannten Lapidariums vor dem Ausstellungsraum mit den Teppichen. Der Messpunkt lag dort knapp unter der Balkendecke im nördlichen Wandbereich und drei Quaderlagen über einer mit leichtem Gefälle nach Norden verlaufenden Flickung, die vielleicht als ehemaliger, aber dann ungewöhnlich flacher und zudem zur falschen Seite hin abfallender Dachanschlag eines Notdaches (?) zu lesen ist (Plan 2). Ihre Höhe entspricht etwa dem Fußbodenniveau der Empore. Für den Kirchenbau wichtiger ist das gleichmäßige Mauerwerk der gesamten Wand, die in diesem Bereich sehr regelmäßige und auch großformatige Quader aufweist. Der gesamte Bereich, hinter dem die Nische liegt, ist ungestört in originalem Material erhalten. Daraus kann eindeutig geschlossen werden, dass diese Nische niemals eine Tür oder eine andere Öffnung durch die Wand gewesen ist. Sie war immer eine Nische.

Die Wand des Lapidariums weist außer der Flickung und der nachträglichen Einarbeitung der Konsole für

<sup>16</sup> Die Arkaden der Ostwand der Empore wurden nicht gezeichnet. Dem optischen Befund nach sind hier die Nordarkade und auch die Mittelstütze noch im romanischen Bestand erhalten, was sich mit den historischen Ansichten deckt, die beide für den Zustand vor der Restaurierung überliefern. Der Rekonstruktion von 1864 zugehörig ist die komplette Südarkade.

den Träger der Holzdecke noch weitere Unregelmäßigkeiten auf. So ist der südliche Teil unter der Flickung eindeutig eine spätere Zusetzung, deren Einklinkung des Sturzes auf der Nordseite noch gut zu erkennen ist. Auch die beiden Flanken sind durch breite Mörtelfugen markiert, die obere Horizontale durch Backsteinflickungen als relativ junger Rückbau erkennbar. Ein Durchgang scheidet an dieser Stelle nicht nur wegen der Raumhöhe – man würde knapp unter dem Fußboden der Westempore auskommen, also sehr hoch über dem Boden des Westbaus, wo sich zudem keine Spuren einer Loge oder ähnlichen erkennen lassen – sondern auch wegen der Proportionen aus. Vermutlich handelte es sich um einen mit einer Steinstärke in die Wand eingelassenen Kachelofen, der nach Norden hin entlüftet wurde, wo die Flickung besonders umfangreich ist.

In der Emporenwestwand (Plan 1) finden sich vor allem in der Quaderlage unterhalb des Kämpferpunktes der Westfenster zahlreiche, relativ eng gesetzte Einsetzungen, die offensichtlich Balkenlöcher zusetzen. Sie sind heute teilweise horizontal und teilweise vertikal, jedenfalls von keinen allzugroßen Abmessungen. Die südlichste Vierung dieser Art befindet sich in einem nördlichen Laibungsstein des Südfensters, der in seinem Versatz eindeutig dem 19. Jahrhundert zuzuweisen ist. Da sich die Vierungen südlich des Fensters nicht mehr fortsetzen, scheint man den Stein im 19. Jahrhundert an alter Stelle neu versetzt zu haben. Größere und vor allem im Format einheitlichere Balkenlöcher sind in einer vertikalen Linie knapp neben der südlichen Kante der Erneuerung von 1726 übereinander angeordnet. Offenbar band hier eine ostwestliche Fachwerkwand ein. An dieser Stelle zeichnet der Plan von Werner 1864 den nördlichen Ständer der Fachwerk-Giebelwand ein (Abb. 2). Vermutlich gehörten die horizontalen Balkenlöcher zu

einer der Giebelwand zugehörigen Zwischendecke. Der Längsschnitt von Pelizaeus aus dem Jahre 1859 zeigt auf der Westempore einen kastenartigen Einbau, der die Empore zu Zweidrittel in nordsüdlicher Richtung abteilte (Abb. 1). Vermutlich gehören die Balkenlöcher zu dessen Südwand; der obere Abschluss liegt hingegen auf der Höhe des umlaufenden Kämpfergesimses, also höher als die Horizontallöcher, die mithin in diesem Kasten angeordnet waren.

Die Höhe der Südwand, die in den in den Plänen der 1850er und 1860er Jahre das Fachwerk und das damit zusammenhängende Dach trägt, kann an dem stumpfen Anstoßen der unteren fünf Quaderlagen abgelesen werden, über denen das Mauerwerk des 19. Jahrhunderts regelmäßiger wird. Zudem gibt es etwa in der Mitte zwischen Südwand und südlichem Fenster insgesamt vier Einklinkungen, die wie zugesetzte Balkenlöcher anmuten und genau übereinander liegen. Ihnen entsprechen in den Höhen keine Löcher weiter nördlich, so dass eher nicht mit Balkenlöchern zu rechnen ist, für die sie auch zu eng übereinander liegen. Vermutlich band hier eine ostwestliche Bretterwand ein, die entweder im Baustellenverlauf oder bei späteren, nicht überlieferten Einbauten eine Rolle gespielt hat.

#### IV.

Funktional gehörte die Westempore zu dieser Zeit zu einer Orgel, die auf einer wohl 1674 erbauten Holzempore im Mittelschiff vor der Westempore stand und die bei der Purifizierung unter Ferdinand von Quast 1864 abgebaut wurde. Während der Orgelprospekt auf der Holzempore stand, befanden sich die Bälge auf der Westempore. Für die Orgel sind Nachrichten ab 1677 überliefert, 1682 wurde sie übergeben, 1689 wird Klage über Mängel geführt.<sup>17</sup> Die Quellen sind von einer im Osten über dem Zitter beim Kanonissengestühl angeordneten, 1617 neu erbauten Orgel zu

unterscheiden, die bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts dort stand.<sup>18</sup> Die Westemporenorgel wurde 1864 abgebaut und zuerst eingelagert, bevor man sie nach einigen Jahren und der romanisierenden Wiederherstellung der Westempore dort aufstellte, da die eigentliche Orgelempore mit den anderen barocken Einbauten abgebrochen worden war.

Der Zustand der Westempore vor den inschriftlich bezeugten Baumaßnahmen 1726 ist nicht überliefert. Man könnte hier Zerstörungen durch den Blitzeinschlag von 1705 im Nordturm erwarten, jedoch richtete man den Bereich nicht im Zuge der Turmrestauration, die der Inschrift auf der Wetterfahne nach 1707 abgeschlossen wurde, wieder her, sondern sogar erst einige Jahre nach dem 1711 abgeschlossenen Neubau des Südseitenschiffs. Angesichts der hier stehenden Orgel bzw. deren Windanlage scheinen sich die Beeinträchtigungen im Bereich der Westempore also im Rahmen gehalten zu haben, wenn man sich so viel Zeit ließ. Stabil war zumindest die Westwand, für deren Aussteifung ja die Südwand seit dem Turmeinsturz fehlte, jedoch nicht, wie Verformungen und das Ausweichen der Mauerflucht noch heute zeigen. 1726 trug man deshalb Teile der Westwand ab, setzte sie mit dem alten Material wieder bis etwas zum Südfenster hin auf und schloss den Torso mit einem Fachwerkbau, der bis in das 19. Jahrhundert erhalten blieb. Damit war die Westempore wieder ein gut nutzbarer Raum, der für die dort bereits seit dem 17. Jahrhundert befindliche Windanlage der Orgel diente und in seinem baulichen Anspruch einem solchen technischen Rückraum auch entsprach. Für die Orgel selbst war der Emporenraum

<sup>17</sup> Vgl. VOIGTLÄNDER 1989 (wie Anm. 2), S. 160f. Der Nachweis zu den Bälgen durch eine Bemerkung Franz Kuglers von 1838 in Anm. 6, S. 161.

<sup>18</sup> Vgl. VOIGTLÄNDER 1989 (wie Anm. 2), S. 160.

sowohl akustisch als auch im baulichen Zustand zu unbefriedigend, weshalb man bereits im 17. Jahrhundert für das Instrument die Orgelempore erbaut hatte, die deutlich höher als die etwa gleichzeitig erbauten Seitenemporen lag<sup>19</sup> und somit für eine instrumentale Begleitung von Gläubigen im Mittelschiff oder auf den Emporen sowie im Hohen Chor eher ungeeignet war. Man nahm dies offenbar in Kauf, weil durch die Empore Raum für die Bälge zur Verfügung stand und die Orgelempore so deutlich weniger in das Mittelschiff hineinragte. Für den Ostbau bestand ja eine eigene Orgel (s. o.).

Die Wiederherstellungen von 1726 richteten also einen Stauraum hinter der Orgel her, der eher technischen Anforderungen genügen sollte. Dafür könnten auch die horizontalen Balkenlöcher als Stellageeinbauten sprechen. Die Mauer bemühte sich in eher geringer Qualität um eine Korrektur des Ausweichens der Westwand, verschwingt aber selbst in ihren Fluchten und musste deshalb im 19. Jahrhundert für den Maueranschluss teilweise wieder abgetragen werden, wie ein Leibungsstein des Südfensters eindeutig zeigt. Die gesamte Mauerstruktur zeigt den behelfsmäßigen Charakter der Reparatur, die nicht als eine gestaltende Baumaßnahme gelten kann. Neben den statischen Problemen, die sich durch das Ausweichen der Westwand ergeben haben mögen, dürfte ein wesentlicher Grund für die Baumaßnahmen 1726 auf der Westempore die durch die Fachwerkbauten gesicherte Trockenlegung dieses Bereiches gewesen sein. Der Bau schloss die Wiederherstellungen der Kirche nach der Barockisierung, den Blitzschäden von 1705 und dem Neubau des Südseitenschiffs ab, bevor Äbtissin Maria Elisabeth (amt. 1718–1755) umfangreiche Barockausbauten im Nordflügel der Klausur 1751–1754 vornahm.<sup>20</sup>

Insgesamt legen die Beobachtungen nahe, dass die Westempore nach dem Südturmeinsturz keine oder

nur eine sehr labile südliche Begrenzung gehabt hat. Spätestens nach dem Blitzschlag bzw. den Maßnahmen am Nordturm ab 1705 traten statische Probleme des Torsos der Westwand auf und führten zu den Maßnahmen von 1726, die aber auch nur einen Teil der Westempore wiederherstellten und im Süden durch einen Fachwerkbau abschlossen. Abgesehen von der Unterbringung der Orgelbälge seit dem 17. Jahrhundert hat die Westempore seit dem Südturmeinsturz keine nennenswerte Funktion mehr gehabt – und dies blieb bis zur Westbaurekonstruktion des 19. Jahrhunderts so.

## V.

Es stellt sich aber die Frage nach einer Funktion vorher. Die Befunde an der Nische sind eindeutig und widerlegen einen Zugang vom Konventbau direkt auf die Westempore. Die Erschließung der Empore erfolgte über die Treppen und damit hätten die vornehmen Stiftsdamen für alle Konventnutzungen den beschwerlichen Aufstieg auf sich nehmen müssen. Der übliche Weg der nur relativ wenigen Kanonissen – das Kapitelskapitel in Quedlinburg bestand in der Frühen Neuzeit nur noch aus vier Frauen<sup>21</sup> – in die Kirche führte zumindest seit der Neuzeit jedoch über den 1864 abgebrochenen, wohl seit dem Hochmittelalter existierenden »Verbindungsbau« vom Nordbau des Schlosses in das Langhaus.<sup>22</sup> Dies ist für die Äbtissin eindeutig belegt, die erst im Nordquerarm (auf der alten Kanonissenempore) einen bald als Bibliothek genutzten Saal und seit den Emporeneinbauten am Ostende des nördlichen Seitenschiffs eine verglaste Loge besaß.<sup>23</sup> Wohl ihr gegenüber lag die Loge der

<sup>21</sup> Vgl. Ute KÜPPERS-BRAUN: Kanonissin, Dechantin, Pröpstin und Äbtissin – Quedlinburger Stiftsdamen nach der Reformation, in: BLEY 2009 (wie Anm. 2), 30–104, hier S. 31 u. 37 f.

<sup>22</sup> SCHMITT 1994 (wie Anm. 11), S. 129 f. hat überzeugend eine Erbauung des erst seit dem 17. Jahrhundert schriftlich belegten Verbindungsbaus für die Jahre 1557/59 erschlossen, als man an der Stelle älterer Gebäude den Nordbau errichtete, in dem seit der Frühen Neuzeit unter anderem die Äbtissin wohnte und wo sich der Kapitelsaal befand. Die an der Ostseite des Flügels ergrabene Apsis datiert SCHMITT in das 13. Jahrhundert, weist aber auf eine Baukontinuität seit dem 10. Jahrhundert hin. Vermutlich handelt es sich demnach um den alten Konventbau, den SCHMITT mit der schriftlich überlieferten »Alten Abtei« gleichsetzt. Um von hier aus in die Kirche zu gelangen, bedarf es eines hochgelegenen Zugangs, da ein ebenerdiger Bau aufgrund der Topographie den Schlossplatz abgeriegelt und damit unzugänglich gemacht hätte. Somit darf ein brückenartiger Bau in die Kirche spätestens mit dem 13. Jahrhundert angenommen werden – für welchen Personenkreis auch immer. Als einziger alternativer Zugang, der den Konvent hätte trockenen Fußes in die Kirche gelangen lassen (das Portal im südlichen Seitenschiff war der zeremonielle Zugang und nicht Kanonisseneingang), bestand der heutige, vor der Restaurierung im 19. Jahrhundert vermauerte Westzugang. Er ist aus der Mitte deutlich nach Norden verschoben, damit er in der Flucht eines nördlich vor den Zimmern gelegenen Flures im Westbau angeordnet werden konnte, wie der Grundrissplan von 1840 zeigt; vgl. VOIGTLÄNDER 1989 (wie Anm. 2), Tafel 18, Abb. 23 (ohne Eintragung des Portals, dieses aber noch vermauert 1859 und 1864 belegt: Tafel 44 f., Abb. 64 f.). Offenbar entsprach diese spätmittelalterliche Raumdisposition des Westtraktes bereits dem romanischen Vorgängerbau und hat Parallelen beispielsweise in St. Maria im Kapitol in Köln; vgl. Clemens KOSCH: Köln Romanische Kirchen. Architektur und Liturgie im Hochmittelalter, 2. Aufl. Regensburg 2005 (OA 2000), S. 64 ff. Dort lag jedoch der Kanonissenchor ebenerdig im westlichen Langhaus, während die Sanktimonialien in Quedlinburg von hier aus durch die gesamte Kirche und über die steile Stufenanlage in den Ostchor und dort noch auf die Kanonissenempore hätten gehen müssen. Dies ist recht umständlich, während ein direkter Zugang über die Brücke aus dem nördlichen Konventbau auf die Empore möglich war. Insgesamt spricht deshalb viel dafür, dies auch als den ursprünglichen Zugang mit dem Kirchenneubau des 12. Jahrhunderts anzunehmen. Die Anordnung des Kanonissenchores im klausurzugewandten Querarmflügel war im 12. Jahrhundert weit verbreitet, wenn nicht sogar üblich; vgl. Irmgard ACHTER: Querschiff-Emporen in mittelalterlichen Damenstiftskirche, in: Jahrbuch der rheinischen Denkmalpflege 30/31 (1985), S. 39–54.

<sup>23</sup> Vgl. VOIGTLÄNDER 1989 (wie Anm. 2), S. 29 u. S. 70. Die bereits romanische Anlage des Nordflügels ist spätestens seit der archäo-

<sup>19</sup> Vgl. VOIGTLÄNDER 1989 (wie Anm. 2), Anm. 6, S. 161.

<sup>20</sup> Vgl. VOIGTLÄNDER 1989 (wie Anm. 2), S. 20. – SCHMITT 1994 (wie Anm. 11), S. 127.